

ANIL K. JAIN

**BEGEGNUNG AUF EINER HERRENTOILETTE
ODER DIE ENTLARVUNG DER SPRACHE ALS SPRACHE**

– VERSUCH EINER SELBSTTÄUSCHUNG –

(ca. 1994)

SPÄTER – warum eigentlich später, warum nicht jetzt gleich, sofort, um es ein für allemal aus der Welt zu schaffen? – wird davon die Rede sein. Zuerst einmal müssen aber bestimmte Dinge klargestellt werden, um es nicht, was fatal wäre, zu MISSVERSTÄNDNISSEN kommen zu lassen. Es wird also etwas GEDULD nötig sein, bis ... Nur davon, wie gesagt, später. Im Moment jedenfalls muß noch ein wenig – damit er sich abkühlen kann – um den heißen Brei herum geredet oder zutreffender: geschrieben werden. Denn geredet im eigentlichen Sinn wird und wurde eher wenig, vielleicht sogar, nein, ganz sicher, zu wenig. Und was geredet wurde, war vermutlich, wie üblich, genau das Falsche und ist schließlich und letztlich auch dafür verantwortlich, daß ... Doch eben dies gilt es zu klären.

Der Inhalt dieses Textes ist dabei noch völlig offen. Sicher ist allerdings, daß nicht nur ich der Schreiber bin, sondern daß auch von mir gehandelt werden wird – zwar nicht ausschließlich, doch hauptsächlich. Wichtig ist zunächst nur einmal, daß überhaupt geschrieben wird.

Ich werde also, damit ein Anfang gemacht ist, am besten am Anfang anfangen. Am Anfang war das Wort: so steht es in der Bibel. Hier handelt es sich aber nicht um die Bibel und so stehen hier anstatt dem Wort viele Worte: aneinandergereiht, beziehungslos, verworren. Doch zuvor muß festgestellt werden, daß Worte keine Tatsachen sind. Es sind also keine Tatsachen, die ich zu Papier bringe, sondern Worte: aneinandergereiht, beziehungslos, verworren. Aneinandergereiht, weil es unvermeidlich ist, beziehungslos, jedoch Beziehungen vortäuschend und verworren, wie die Situation, in der ich mich befinde.

Diese zutiefst verworrene Situation ist es, die mich dazu drängt zu schreiben, die mich geradezu dazu zwingt. Denn ich schreibe nicht etwa freiwillig, sondern schreibe aus diesem Drängen heraus, damit – so hoffe ich zumindest – dadurch die Gedanken und somit letztendlich auch die Situation entwirrt werden. Doch ist dies vielleicht ein TRUGSCHLUSS und am Ende stellt sich gar heraus, daß alles nur noch schlimmer geworden ist.

Bevor ich allerdings zum Ende komme, muß ich natürlich endlich beginnen, was mir schwer fällt, wovor ich zurückschreke. Und wenn ich ehrlich bin, so ist es sogar eine gewisse ANGST, die mich davon abhält, es geradeheraus zu sagen. Deshalb muß ich ausholen. Ich hole also aus, hole so weit aus wie nur möglich und fange dann doch dort an, wo ich eigentlich nicht hatte beginnen wollen, nämlich mit der Beschreibung jenes unglückseligen und schicksalsträchtigen Montags, der mir nur deshalb so unglückselig und schicksalsträchtig erscheint, weil ich ihm – von dem zunächst aber noch nicht die Rede sein soll – an eben diesem Montag so unverhofft begegnete.

Es war eine eher zufällige, flüchtige Begegnung, wenn es denn überhaupt eine Begegnung war und nicht etwas ganz anderes, etwas wofür es – wie ungenau unsere Sprache doch ist! – wahrscheinlich noch nicht einmal ein Wort gibt. Fest steht jedenfalls, daß es an einem Montag war und daß es sich hierbei nicht um irgendeinen Montag handelte, sondern um jenen, an welchem ich unerwarteterweise meine Arbeit früher als sonst beenden konnte und nur dadurch überhaupt die Zeit hatte, so daß es zu der Begegnung – ich nenne es der Einfachheit halber nun doch so – hat kommen können. Von der ich damals aber natürlich noch keine Ahnung hatte und hätte ich sie gehabt, so hätte ich es sicherlich nicht zu ihr kommen lassen, sondern

wäre lieber noch ein wenig bei meiner Arbeit geblieben, denn es hätte sich wahrscheinlich doch etwas gefunden, was noch zu tun gewesen wäre, wenn auch nicht so dringend.

Da ich jedoch naturgemäß keinerlei Ahnung von den Unannehmlichkeiten hatte, die mich erwarten sollten, verspürte ich nicht die geringste Lust irgendwelche unwichtigen Dinge an einem so schönen Nachmittag wie diesem – auch daran erinnere ich mich noch, daß es ein schöner Nachmittag war – also verspürte ich nicht die geringste Lust derlei Nebensächlichkeiten zu erledigen. Denn schließlich sind schöne Nachmittage, wie schöne Tage überhaupt, bei unserem leidigen Wetter ja eher selten und infolgedessen viel zu schade, als daß man an ihnen in schlecht belüfteten Büros herumsitzt und seine, so kommt es einem vor, doch eh überflüssige Arbeit verrichtet.

Es war also, wie bereits erwähnt, schönes Wetter und ich hatte vor, mich in der Stadt herumzutreiben, um ein wenig am »dolce vita« der Nichtstuer teilzuhaben. Erstaunlich, dachte ich bei mir, wie viele Leute – es war immerhin ein ganz gewöhnlicher Werktag – sich auf der Straße herumtreiben, obwohl mir die Tatsache, daß einige, um nicht zu sagen viele, ihr Leben dem bloßen Müßiggang widmen, natürlich längst bekannt war, ich es aber immer wieder vergesse und aufs neue verwundert bin, wie wenige Menschen scheinbar einer geregelten Arbeit nachgehen.

Ein paar Sonnenstrahlen genügen und sie kriechen aus ihren Löchern hervor, lassen sich die Buckel bräunen, liegen im Gras oder bevölkern die zahlreichen und extra zu diesem Zweck geschaffenen Cafés, in denen es sich so hervorragend das Geld ausgeben läßt. Bliebe nur noch die Frage zu klären, woher es kommt, dieses Geld. Denn während manche, Leute wie ich, unermüdlich arbeiten, um den Wohlstand dieses Landes zu sichern, lassen andere es sich gut gehen und verprassen Geld, das sie vermutlich nicht einmal selbst verdient haben, daß sie sich auf irgendeine Art beschafft oder geliehen haben und so auf unsere, vielleicht sogar meine Kosten leben. Und all das, während unsereiner über seiner Arbeit sitzt und deshalb gar nicht dazu kommt, sein schwer erarbeitetes Geld auszugeben.

Denn damit es nicht zu Mißverständnissen kommt: es war reiner Zufall, daß mir an diesem Tag so frühzeitig die Arbeit ausging und ich deshalb etwas eher als sonst die Kanzlei verlassen konnte, was mir als Freiberufler glücklicherweise durchaus möglich ist, leider aber recht selten vorkommt, da ich üblicherweise sehr beschäftigt bin. Schon gar nicht aber hatte ich es darauf abgesehen, es zu irgendwelchen BEGEGNUNGEN kommen zu lassen und wenn, dann keinesfalls zu derartigen.

Und doch, es läßt sich nicht bestreiten, kam es dazu: Nachdem ich mich mit meinem Wagen – ich bin sehr stolz auf meinen neuen Wagen, es ist das Spitzenmodell eines renommierten, deutschen Automobilherstellers – durch den unvermeidlichen Stau in der Innenstadt gequält und dann auch noch die entnervende Suche nach einem Parkplatz beendet hatte, beschloß ich, mich durch einen kurzen Spaziergang in unserem Stadtpark zu erholen, wo man, ob man es nun will oder nicht, auf Schritt und Tritt auf nacktes, braungebranntes Fleisch stößt, daß aber schon so zum gewohnten Anblick geworden ist, daß man es kaum mehr wahrnimmt. Und schließlich ist es in einer liberalen Gesellschaft wie der unseren die Sache eines jeden

einzelnen, ob er sich auf derart schamlose Weise der Allgemeinheit zur Schau stellen will oder die Intimität der eigenen vier Wände vorzieht.

Ich jedenfalls fühle mich dadurch nicht gestört und kann trotz dessen der Freude an der Natur in unserem – wirklich sehenswerten – Stadtpark nicht beraubt werden. Manchmal hat es sogar, ich muß es zugeben, etwas sehr anregendes, wenn man einen zufälligen Blick auf einen wohlgeformten Körper werfen kann; und für mich gehören deshalb diese Nackten fast schon zum unverwechselbaren Flair des Parks, von dem jetzt aber genug erzählt wurde, denn schließlich war es gar nicht hier, wo sich die Begegnung zugetragen hat – auch wenn dies durchaus möglich gewesen wäre – sondern an einem völlig anderen Ort, einige hundert Meter von unserem Stadtpark entfernt.

Denn nachdem ich unseren Stadtpark kreuz und quer, der Länge und der Breite nach, gebührend, doch angesichts seiner Größe keinesfalls vollständig durchwandert und auch genügend nacktes Fleisch gesehen hatte, wollte ich mich von der Strapaze erholen, die ein solcher Spaziergang bei so warmen Temperaturen – mir rann der Schweiß von der Stirn – zweifellos darstellt. Ich verließ also unseren Stadtpark, der natürlich nicht der einzige Park unserer Stadt, wohl aber der bekannteste, vermutlich sogar einer der bekanntesten und größten, wenn nicht gar der bekannteste und größte der Welt überhaupt ist, weshalb auch jeder weiß, welchen der vielen Parks unserer Stadt ich damit meine, und machte mich auf den Weg zu einem jener unzähligen Straßencafés, die es in dieser Gegend gibt.

Und da ich es wirklich ziemlich heiß fand, wollte ich mich in den Schatten der leuchtend roten Markise setzen – obwohl ich Rot, zudem leuchtendes Rot, nicht ausstehen kann – mit der man schützend die Straße überdacht hatte. Doch leider mußte ich feststellen, daß alle Plätze im Schatten bereits besetzt waren. Deshalb mußte ich mich, was blieb mir anderes übrig, in die, so schien es mir, immer intensiver vom Himmel brennende Sonne setzen. Als man mich dann, ich war mit meinen Gedanken bereits weit abgeschweift, hatte die Idee an einen großen Becher Eis mit Sahne und einen Espresso schon beinahe aufgegeben – endlich, endlich! – fragte, was ich bestellen wollte, entschied ich mich dann doch für das Eis und den Espresso und besiegelte damit mein Schicksal. Denn hätte ich mich, was ich schon fast vorgehabt hatte, anstelle des Kaffees für ein Glas kühler, durststillender Limonade entschieden, so wäre vermutlich alles ganz anders gekommen.

Bevor ich allerdings dazu kam, meine Bestellung aufzugeben, mußte ich aber – ich erwähnte es bereits – geraume Zeit warten. Und das in der Sonne und an einem, für diese Jahreszeit, unnatürlich heißen Tag. Meine Gedanken kreisten also um die Hitze und wie man ihr entkommen könnte. Die Sonne schien mir von hinten auf mein bereits leicht schütteres Haar, das ich aber so geschickt zu kämmen verstehe, daß bis jetzt noch niemand etwas davon bemerkt haben dürfte, außer vielleicht, er hätte ganz genau hingesehen.

Jeden Tag stehe ich vor dem Spiegel und achte darauf, wie es mit meinem Haar steht, ob es vielleicht schon wieder weniger und dünner geworden ist oder ob sein Zustand noch der gleiche wie zuvor ist. Immer öfter allerdings stelle ich fest, daß es wieder weniger und dünner geworden ist, und langsam habe ich die Befürchtung, allmählich eine Glatze zu bekommen. Ich habe

mir aber, um dies zu verhindern, ein – wie man mir versichert hat – sehr wirksames chinesisches Haarwuchsmittel besorgt, dessen Preis alleine schon für seine Qualität sprechen müßte.

Sollte es aber wider Erwarten nichts helfen, so bliebe mir immerhin noch der Trost, daß einige eine Glatze, aus mir völlig unerfindlichen Gründen, sogar reizvoll, ja, erotisch finden. Doch schließlich sagt auch die Wissenschaft, daß Glatzköpfe – ich habe das vor kurzem in einem Magazin gelesen – im Vergleich zu normal Behaarten sexuell potenter sein sollen, was auf die vermehrte Bildung von Vitamin D infolge der erhöhten Sonneneinstrahlung auf den Kopf zurückzuführen sei. Und deshalb sagte ich mir auch, daß ich nach dem heutigen Tag wohl vor Potenz nur so strotzen müßte, da mein Kopf bis zu diesem Zeitpunkt schon mehr als genug Sonne abbekommen hatte. Gleichzeitig aber fragte ich mich auch, wo denn die Bedienung geblieben war, die zwar immer wieder in der Nähe meines Tisches auftauchte, doch dann offensichtlich meine Anwesenheit sowie meine eindeutigen Gesten ignorierte.

Deshalb mußte ich mich noch eine Weile damit begnügen, die Leute zu betrachten, die sommerlich bekleidet und größtenteils bereits braungebrannt – wie stellen sie es nur an, daß sie bereits im Frühsommer derart sonnengebräunte Haut zur Schau tragen können, fragte ich mich, doch dann fiel mir ein, daß der Mensch heutzutage schließlich vom Wetter, zumindest in dieser Hinsicht, vollkommen unabhängig ist, es in unserer Stadt eine kaum mehr zu fassende Zahl von sogenannten Sonnen- oder Bräunungsstudios gibt – also betrachtete, es ließ sich gar nicht vermeiden, die Leute, die an meinem Tisch vorbei spazierten, der sozusagen mitten auf dem Gehsteig aufgebaut war.

In diese Betrachtung vertieft vergaß ich beinahe meine Bestellung, so daß ich fast erschrak, als die Bedienung mich dann so völlig unerwartet nach meinen Wünschen fragte, woraufhin ich ihr, wie gesagt, mitteilte, daß ich einen großen Becher Eis mit Sahne und einen Espresso zu mir zu nehmen gedächte.

Dann mußte ich aber nicht mehr lange auf meine Bestellung warten, obwohl ich schon damit gerechnet hatte. Das Eis war wunderbar kühl und der Espresso schmeckte vorzüglich. Ich ließ mir Zeit und genoß die sommerlich beschwingte Atmosphäre. Doch ich hätte, ich deutete es bereits an, den Kaffee nicht bestellen sollen, denn egal, ob ich ihn nun schnell oder langsam trinke, er löst bei mir immer einen unwiderstehlichen und sofortigen Drang aus, meine Blase zu entleeren. Ich mußte also dringend zur Toilette, zwängte mich zwischen den eng beieinanderstehenden Tischen und Stühlen hindurch und fand mich dann ratlos im Inneren des Lokals wieder, wo keinerlei Hinweise auf eine möglicherweise vorhandene Toilette zu entdecken waren. Deshalb fragte ich einen der Ober nach dem Weg, der mir dann auch freundlich Auskunft gab.

Endlich dort angelangt, sah ich meine schon gehegten Befürchtungen nicht bestätigt. Bereits die Türe machte den besten Eindruck auf mich, denn sie sah so gar nicht schäbig und leicht angeschmutzt nach der Türe einer Herrentoilette aus. Und als ich sie aufstieß roch es auch nur angenehm nach WC-Reiniger und ich konnte ganz normal atmen, mußte nicht die Luft anhalten, weil es widerlich nach Urin und Fäkalien roch. Sogar der Boden war sauber und trocken und zeigte keine Spuren von Besudelungen irgendwelcher Art: Es war also kurz und gut ein äußerst angenehmer, um nicht zu sagen idealer Ort, sich zu erleichtern.

Das einzig lästige war, daß noch ein anderer Gast anwesend war, denn ich bevorzuge es ungestört – sozusagen in anonymer Intimität – meinen Harn abzulassen. Am wenigsten aber mag ich es, wenn man zu mir hinüberblickt, während ich uriniere, denn ich weiß, daß viele mir wegen der Größe meines Organs neidische Blicke zuwerfen. Jedoch sind diese unvermeidlich, solange der Mann im Wahn lebt, die Größe seines Penis sei der alles entscheidende Faktor für ein erfülltes Sexualleben und der eigene Penis müsse infolgedessen der Größte überhaupt sein oder zumindest doch zu den Größeren zählen, was wiederum zu immer neuen, immer wieder neu anzustellenden Vergleichen zwingt. Deshalb kann schließlich sogar ich es nicht lassen – gegen meinen Willen, von der eigenen Neugierde besiegt – manchmal verstohlen zu meinem jeweiligen Nebenmann hinüberzublicken.

Der andere Gast in der Toilette war jung, eher ein südländischer Typ, mit dunklem, welligem Haar und ebenfalls dunklem Teint, aber er hatte, ich glaubte es gesehen zu haben, obwohl ich doch nur einen kurzen Blick auf ihn geworfen hatte, blaue, nein, stechend blaue Augen. Die meisten Frauen hätten ihn wohl als ziemlich attraktiv, wenn nicht gar als extrem gutaussehend bezeichnet. Da ich jedoch ein Mann bin, achte ich auf dergleichen natürlich nicht, zumindest nicht bei anderen Männern.

Er war noch nicht ganz fertig, als ich mich neben ihn ans Pissoir stellte. Ganz zufällig sah ich kurz zu ihm hinüber, es war wirklich nur ein Augenblick, sah also ganz ungeniert, weil ja nicht beabsichtigt, auf seinen Penis – von welchem er gerade die letzten Tropfen abschüttelte – und erschrak. Denn dieser war doch tatsächlich genauso groß, wahrscheinlich aber sogar noch eine Spur größer als mein eigener. Und gerade in diesem Augenblick, im Augenblick meines größten Erschreckens und Erstaunens, sah auch er – ich war ertappt! – zu mir hinüber, sah zuerst mein Erschrecken und Erstaunen, musterte mich kurz und lächelte mir schließlich zu. Ich, mir der Peinlichkeit meiner Lage bewußt, lächelte – um die Situation zu retten – zurück, was ich aber nicht hätte tun sollen, denn vielleicht war gerade das der alles auslösende FEHLER. Jetzt, im nachhinein, ist mir das bewußt und ich sage mir: du hättest nicht zurück lächeln dürfen. Du hast einen Fehler begangen, als du so ungewohnt früh – sogar der Schneider hast du gesagt, daß sie früher gehen kann – von der Kanzlei aufgebrochen bist, hast einen weiteren Fehler begangen, als du, anstatt nach Hause zu gehen, dich zu einem Spaziergang und schließlich dem Cafébesuch entschlossen hast. Ein dritter Fehler war dann, daß du dir anstelle der Limonade den Espresso bestellt hast, also ein Tag voller Fehler. Da konntest du dir keinen weiteren mehr erlauben, hättest deshalb nie und nimmer zurück lächeln dürfen, was der größte Fehler dieses Tages überhaupt gewesen ist.

Denn ein Lächeln in einer Herrentoilette – noch dazu in einer solchen Situation – zu erwidern ist schlimm genug, da man schließlich nie weiß, worauf man sich einläßt. Aber ein derartiges Lächeln zu erwidern ist fatal. Weil nämlich dieses Lächeln kein gewöhnliches, amüsiertes oder schlicht verständnisvolles Lächeln war, sondern etwas Ordinäres, Lüsterndes, Verschwörerisches an sich hatte, was sofort hätte alarmieren müssen. Doch du hast dies im ersten Moment nicht bemerkt. Du mußtest ja in der, übrigens unnötigen, Aufregung – denn was ist schon dabei, in einer Herrentoilette einen flüchtigen Blick auf seinen Nebenmann zu werfen? – zu allem Überfluß daneben pinkeln und hattest deshalb, weil du dem Strahl schließlich wieder seine

ursprüngliche Richtung geben mußtest, keine Zeit, dich voll und ganz auf das Lächeln zu konzentrieren und zu entscheiden, ob es sich um ein ganz normales, harmloses oder um ein gefährliches, den Umständen nach nicht angebrachtes Lächeln handelte. Also hast du ohne weitere Überlegung und Analyse der Situation zurückgelächelt und so völlig falsche, völlig abwegige Erwartungen geweckt.

Doch hätte ich damals, auch wenn mir dies bewußt gewesen wäre, natürlich niemals ahnen können, wie ein von meiner Seite aus ganz und gar unschuldiges, rein passives Zurücklächeln derart weitreichende Konsequenzen haben kann, wie man sich mit einem solchen, im ersten Augenblick vollständig unterbewerteten Lächeln nicht enden wollenden Ärger und Unannehmlichkeiten einhandeln kann, welche schließlich sogar darin münden, daß man gezwungen wird – wenn auch nur vom eigenen Gewissen geplagt – all diese rein persönlichen Peinlichkeiten sogar schriftlich festzuhalten. Denn wenn ich es mir auch nicht eingestehen will: Dieser Text ist letztendlich nichts anderes als eine Beichte – oder zumindest eine Ersatzbeichte. Denn da ich, sowohl aus Überzeugungs- wie finanziellen Gründen, der Kirche und ihren Institutionen den Rücken gekehrt habe, scheidet eine wirkliche Beichte, eine Beichte von Mensch zu Mensch bzw. von Mensch zu Priester – Ist der Priester nun Mensch oder Priester? – für mich natürlich aus. So versuche ich durch das Schreiben mein Gewissen zu erleichtern, eine Last von mir abzuwerfen und mir der eigentlichen Zusammenhänge bewußt zu werden.

Nur was habe ich zu beichten, mir einzugestehen? – Selbst das ist keineswegs klar. Und wem dies, mein Ringen nach Worten, außer mir selbst nutzen soll, ist fraglich. Ja, es ist sogar fraglich, ob überhaupt ein anderer diesen Text je lesen wird. Denn letztendlich ist er meine rein persönliche, rein zum persönlichen Gebrauch bestimmte Privatsache. Wenn ich es mir genau überlege, so weiß ich nicht einmal, ob ich selbst ihn, nachdem ich ihn beendet habe – wovon im Moment allerdings nicht die Rede sein kann – nochmals durchsehen werde, denn das bloße Festhalten meiner Gedanken erscheint mir, jedenfalls im Augenblick, völlig ausreichend. Vielleicht würde ich es auch gar nicht ertragen, mit allem ein weiteres Mal konfrontiert zu werden. Es ist dies also kein Text zum wieder und wieder gelesen werden, sondern zur einmaligen Niederschrift und dann zum sofortigen Vergessen bestimmt. Wenn man so will: ein EINWEGTEXT, der deshalb durchaus in diese Zeit des Kurzlebigen, des »ex und hopp«, der Einwegflaschen und Einbahnstraßen – der verkehrstechnischen wie ideologischen – paßt.

Doch jetzt bin ich wieder ganz vom Thema abgeschweift, habe genau das getan, was ich unbedingt hatte vermeiden wollen, nämlich von mir und meiner derzeitigen Situation gesprochen und auch alles von der sachlichen auf die abstrakte Ebene geholt, die mir zwar die vertrautere ist, aber im Moment wenig nützlich erscheint. Denn bevor man sich zu etwas abstrakte, also übergreifende Gedanken macht, muß man sich über die Tatsachen im klaren sein. Und war ich mit den Tatsachen so weit gelangt, zu beschreiben, wie ich das Lächeln eines jungen Manns in einer Herrentoilette erwiderte, so bin ich gedanklich doch bereits weit vorausgeeilt und habe all das Kommende bereits berücksichtigt und mit einbezogen, zog also meine Schlüsse übereilt und an den Tatsachen vorbei.

Denn Tatsache ist ja, daß zuerst einmal GAR NICHTS passierte. Der junge Mann hatte die Toilette verlassen und ich wusch meine Hände. Daraufhin kehrte ich zurück zu meinem Platz. Auch er war wieder an seinen Platz zurückgekehrt und saß, was ich erst jetzt bemerkte, nur wenige Meter von mir entfernt, allerdings an einem Tisch im Halbschatten. Bei Tageslicht besehen bestätigte sich mein erster Eindruck, daß es sich um einen außergewöhnlich gutaussehenden jungen Mann handelte.

Aber ich interessierte mich natürlich nicht weiter für ihn, sondern wollte lediglich ungestört mein Eis fertig essen, weswegen ich schließlich gekommen war. Ich wandte mich also von ihm ab und dem Eisbecher zu und ließ ihn spüren, daß ich die ganze Angelegenheit damit als beendet betrachtete, obwohl sie dies in Wahrheit, was sich aber erst später herausstellen sollte, leider nicht war. Der junge Mann erdreistete sich nämlich – und nun wurde ich in der Tat wütend – die ganze Zeit über völlig ungeniert und penetrant in meine Richtung zu starren, was ich allerdings nur bemerkte, da ich selbst zufällig gelegentlich zu ihm hinüberblickte. Damit aber nicht genug: er lächelte sogar wieder. Wieder war es dieses mir bereits bekannte, geradezu ordinäre, lüsterne Lächeln, das so vollständig unangebracht war und von dem schlechtesten Benehmen zeugte.

Und da, in diesem Moment, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, daß ... Ich scheue mich es auszusprechen, niederzuschreiben. Nicht etwa, daß ich voreingenommen wäre, überkommene Moralvorstellungen oder Berührungsängste hätte. Es steht schließlich jedem frei zu tun und zu lassen, was er will, besonders in dieser Hinsicht. Auch ich nehme ja sämtliche Freiheiten für mich in Anspruch. Jedoch bin ich der Ansicht, daß man normale, anständige Menschen mit derartigen Schweinereien verschonen sollte, denn es kam mir, wie gesagt, der Gedanke, der junge Mann könne vielleicht nicht normal veranlagt, könne möglicherweise homosexuell sein.

Doch dann verwarf ich diesen Gedanken wieder, denn jegliche Vorverurteilung ist mir zuwider und aus beruflicher Erfahrung weiß ich auch, daß der erste Eindruck oft trügt und die Wahrheit häufig eine ganz andere ist, als sie es zuerst zu sein scheint. Ich erinnere mich da an einen Fall, es ist erst wenige Wochen her, bei dem ich doch tatsächlich selbst geglaubt hatte, mein Mandant sei schuldig (ich dachte es natürlich nur rein privat und bestritt es im Gerichtssaal aufs heftigste), bis es sich zuletzt und zu meiner eigenen größten Überraschung herausgestellt hatte, daß er völlig zu unrecht verhaftet worden war. Doch wenn ich mich auch damals geirrt hatte, so sollte sich meine Vermutung in bezug auf den jungen Mann kurz darauf ganz zweifelsfrei bestätigen, ohne daß ich allerdings nach einer solchen Bestätigung gesucht hätte, denn es war mir in Wahrheit ganz und gar gleichgültig, ob der junge Mann nun homosexuell veranlagt war oder nicht.

Ich verwarf also den Gedanken, doch nur um kurze Zeit später darauf zurückzukommen. Und über all diesen Überlegungen, ob er nun tatsächlich homosexuell war oder vielleicht doch nicht, vergaß ich mein Eis und es schmolz. Am Ende war es nur noch eine dickflüssige, milchige Soße, die ich, weil sie meinen Appetit nicht weiter erregen konnte und auch alle erfrischende Kühle eingebüßt hatte, nicht mehr essen wollte. Zudem war das schöne Wetter einer gewissen Schwüle und gewittrigen Trübe gewichen, so daß ich das Café so schnell wie möglich verlassen

wollte, auch um den jungen Mann endlich loszuwerden, seinen Blicken und seinem aufdringlichen und unverschämten Lächeln zu entkommen.

Ich zahlte, gab auch der Bedienung – einem attraktiven jungen Mädchen, Studentin vermutlich – ein Trinkgeld und ging zu meinem Wagen. Das heißt, ich wollte zu meinem Wagen gehen, konnte ihn aber nicht finden, denn er war spurlos verschwunden. Zuerst fragte ich mich, ob es denn auch tatsächlich an dieser Stelle gewesen war, wo ich ihn abgestellt hatte, mußte diese Frage dann jedoch zu meinem Unbehagen nach eingehender Prüfung bejahen und vermutete schon das Schlimmste, nämlich daß er gestohlen worden war. Es gibt nämlich nichts lästigeres als die Scherereien, die ein solcher Diebstahl verursacht: das Gerenne zur Polizei, die unnötigen Fragen, der Papierkrieg mit der Versicherung und – was das Unangenehmste ist – die lange Lieferzeit, die für die Wiederbeschaffung eines Wagens wie dem meinigen, aufgrund der vielen Extraausstattungen, einzukalkulieren ist.

Aber als ich mich schon mit all den kommenden Unannehmlichkeiten abgefunden hatte, sah ich zu meiner großen Erleichterung, daß ich – warum hatte ich es nicht früher bemerkt? – vor einer Feuerwehrezufahrt geparkt hatte und mein Wagen wahrscheinlich abgeschleppt worden war. Am Ende ein teures Vergnügen, dachte ich, dieser Spaziergang. Doch war ich letztlich froh, daß ich so glimpflich davongekommen war und mein Wagen sich nicht in den gewissenlosen Händen einer wahrscheinlich süd- oder südosteuropäischen Autodiebebande befand, sondern im sicheren Polizeigewahrsam aufgehoben war.

Trotzdem war ich aber aufgebracht, denn warum mußte das ausgerechnet mir und ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt passieren. Zudem sah es mittlerweile tatsächlich so aus, als ob es bald ein Gewitter geben würde. So ich mußte nun zur Busstation laufen, vielleicht würde es zu regnen beginnen und ich würde naß werden, mir möglicherweise gar eine Erkältung holen. Deshalb am besten so schnell wie möglich nach Hause, dachte ich, das mit dem Wagen läßt sich auch morgen noch regeln.

Ich machte mich also – obwohl ich ja weiß Gott bereits genug gelaufen war! – auf den Weg zur Busstation, wo ich auf den Fahrplan sah und feststellen mußte, daß ich den Bus, der glücklicherweise fast vor meiner Haustüre hält, ich mir also weiters Herumgerenne sparen konnte, knapp verpaßt hatte und voraussichtlich weitere zehn Minuten warten mußte. Daß immer ich ein solches Pech haben muß, ärgerte ich mich und rechnete schon fest damit, naß geregnet zu werden, denn es befand sich kein Unterstand bei der Haltestelle.

Schlecht gelaunt begann ich, die anderen Wartenden zu mustern. Es waren fast ausschließlich – bis auf ein scheinbar frisch verliebtes Pärchen – ältere Leute und Ausländer, die mit mir an der Bushaltestelle standen. Vielleicht, mutmaßte ich, ist es diesem Umstand und der Tatsache, daß so viele Penner und Betrunkene die Busse benutzen, zuzuschreiben, daß in ihnen immer so ein gottserbärmlich Gestank herrscht, denn ich hasse Busfahren und noch mehr den damit verbundenen »ÖFFENTLICHE-VERKEHRSMITTEL-GERUCH«. Weshalb ich auch sonst nie mit dem Bus oder der U-Bahn und nur ganz selten, aus einem romantisch-nostalgisch angehauchten Gefühl heraus, mit der Straßenbahn fahre. Ich habe das auch nicht nötig, denn ich besitze schließlich einen Wagen, zudem einen sehr schönen Wagen, der mir zum damaligen Zeitpunkt jedoch, aufgrund meiner Unachtsamkeit, bekanntermaßen nicht zur Verfügung stand.

So war ich eben gezwungen mit dem Bus zu fahren, obwohl ich es gar nicht wollte und dies machte mich noch wütender als ich es bereits war. Und wenn ich wütend bin, so habe ich keinen Blick mehr für meine Umgebung, sondern beschäftige mich ausschließlich mit mir und meiner Wut. Ich wandte mich deshalb nach kurzer Zeit von der Betrachtung der anderen Wartenden ab. Zudem war das Ganze wenig interessant. Auch die Beobachtung des Pärchens wurde schnell langweilig, da man nichts sah und sie sich nur immerzu umarmten.

Daran lag es vermutlich, daß ich ihn, den jungen Mann aus dem Café, erst so spät bemerkte. Möglicherweise war er mir die ganze Zeit über gefolgt, nur hatte ich ihn ob meiner Wut und dem Ärger mit meinem Wagen wahrscheinlich übersehen, überlegte ich. Was wollte er nur von mir, fragte ich mich, denn daß er rein zufällig hier, ebenso wie ich, auf den Bus wartete, um nach Hause zu fahren, schloß ich aus. Vielmehr war ich mir sofort sicher, daß er mir nachschlich, ohne mir aber vorstellen zu können, was er damit bezweckte. Zum Glück hatte ich dann jedoch vorerst keine Zeit, mir weitere Gedanken zu machen, denn der Bus kam und ich mußte mir, nachdem ich endlich einsteigen konnte, auch die gehbehinderte Alte vor mir die Stufen erklommen hatte, beim Fahrer eine Karte kaufen, nur um diese – was für ein umständliches System! – gleich anschließend wieder zu entwerten, was bei dem Geholpere des anfahrens Busses gar nicht so einfach zu bewerkstelligen gewesen war. Doch konnte ich mich danach erfreulicherweise setzen, da der Bus nicht wie sonst zumeist stark überfüllt, sondern nahezu leer war, setzte mich also mitten in diesen Geruch, diese eigenwillige Duftmischung aus Schweiß und Gummi, ausgelaufenen Bierflaschen und schlechtem Parfüm, der in Wahrheit noch viel schlimmer war, als ich ihn in Erinnerung hatte. Zudem war mein Sitz angedreht und abgewetzt und ich bemerkte, daß er – der junge Mann – sich direkt hinter mir, in dem selben Gestank und auf einem gleichermaßen verdreckten und abgewetzten Sitz, niedergelassen hatte.

So eine Unverschämtheit, entrüstete ich mich innerlich, daß er mir bis hierher folgte und sich auch noch direkt hinter mich zu setzen wagte, nur weil ich, in einem Augenblick der Kopflosigkeit, aus Dummheit, aus Verlegenheit, ja, in nahezu kindlicher Unschuld sein infames, einer Herrentoilette völlig unangemessenes Lächeln erwidert hatte. Ein wirklich penetranter Mensch, dachte ich, der anderen seine unnatürliche Veranlagungen aufdrängt, ihnen keine Ruhe läßt, in der Annahme, daß diese – mit ähnlich fehlgeleiteten Trieben wie er versehen – seinem Verlangen schließlich nachgeben würden. Aber da hatte er sich verrechnet, sich in mir getäuscht, denn ich habe ja noch nie auch nur an derartiges gedacht, das heißt gedacht vielleicht schon, aber eben immer nur mit dem größten Ekel und Widerwillen und keineswegs in der Absicht, es auszuprobieren zu wollen.

Doch gebe ich zu, daß es gar nicht so wenige sind wie man gemeinhin annimmt, und selbst der normal Veranlagte ist unter Umständen bereit, solche Praktiken auszuüben, doch eben nur aus einer erheblichen sexuellen Notlage heraus. Ich denke da vor allem an die armen Menschen in unseren Gefängnissen, wo teilweise entsetzliche Zustände herrschen, wie ich aus den Berichten einiger meiner Mandanten weiß, da der Staat die Bedürfnisse dieser Leute – zumindest in jener Hinsicht – vollständig ignoriert und keinerlei Vorsorge getroffen hat. Wahrscheinlich empfinden diese Menschen ihr Tun gar nicht als unnatürlich und verbinden

damit ein nicht unerhebliches Lustgefühl, jedenfalls sofern man die entsprechende Veranlagung besitzt, die mir aber fehlt. Und weil sie mir fehlt, empfand ich die Anhänglichkeit des jungen Mannes doch als äußerst störend, der aber meine Gefühle scheinbar völlig ignorierte oder mißdeutete und sich so als typischer Vertreter seiner Generation entlarvte: rücksichtslos, auf bloßen Eigennutz bedacht und bar jeglicher Sensibilität für den Mitmenschen.

Da diese Generation alle Schranken hinter sich gelassen hat, fehlt ihr selbst das primitivste Gefühl für Anstand und es ist ihnen, ihren Angehörigen, unvorstellbar, daß Menschen wie ich, die unter ganz und gar verschiedenen Zeitumständen und mit gänzlich anderen Moralvorstellungen aufgewachsen sind, ihr Bedürfnis nach dem immer Extremeren, immer Ausgefalleneren nicht teilen und ihre perversen Gelüste eben als »pervers« betrachten. Doch wahrscheinlich macht es ihnen sogar Spaß, jemanden wie mich damit zu schockieren, und dies war auch die einzige Erklärung, die ich mir für das Verhalten des jungen Mannes geben konnte.

Denn: Was sollte ein so junger, gutaussehender Mensch an mir finden? Und was sollte ihn dazu veranlassen, mir zu folgen, ohne daß ich ihn auch nur im Geringsten dazu ermuntert hätte, sieht man von meiner unbedachten, doch harmlosen Erwiderung seines Lächeln einmal ab? Ich bin ja nun wirklich nicht der Typ, in den sich so ein junger Kerl verlieben würde. Denn schließlich bin ich ein reifer Mann in mittleren Jahren, dessen Haar sich bereits zu lichten beginnt und der, trotz der Qualen eines zweimal wöchentlichen Besuchs im Fitneß-Center, mit einem leichten Hang zum Übergewicht zu kämpfen hat, was wahrscheinlich mit meiner Vorliebe für die traditionelle, gutbürgerliche Küche – also einer Küche ohne irgendwelchen Vollwert- oder »Nouvelle Cuisine«-Schnickschnack – zu tun hat. Deshalb ist mir auch klar, daß ich meinen Erfolg beim weiblichen Geschlecht in erster Linie meiner gesellschaftlichen Stellung, meinem Ansehen, meinem Vermögen und den damit verbundenen Möglichkeiten verdanke und nicht meinen körperlichen Vorzügen, von deren Vorhandensein man eigentlich kaum mehr sprechen kann.

Ich will damit nicht sagen, ich sei völlig unattraktiv, denn früher war auch ich durchaus ansehnlich und habe mich für mein Alter auch einigermaßen gehalten. Allerdings muß ich mir eingestehen, daß ich verglichen mit jenem jungen Mann zweite bis dritte Wahl wäre, würde ich nicht die mir fehlende Jugend und Schönheit mit entsprechender Großzügigkeit und der mir erworbenen Bildung kompensieren. Und doch muß ich einräumen, als Frau würde ich jemanden wie diesen jungen Mann vorziehen. Schließlich ist in sexueller Hinsicht doch ein junger, starker Körper wie der des jungen Mannes – man konnte ihn unter der sportlich-legeren Kleidung erahnen – weitaus befriedigender als ein überfetteter alter, wie der meine.

Umso rätselhafter war mir sein Verhalten. Doch habe ich gehört, daß Homosexuelle mitunter einen recht ausschweifenden, promiskuitiven Lebenswandel führen sollen, wobei Alter und Aussehen der Sexualpartner eher zweitrangig sind und einzig das sexuelle Abenteuer zählt, zumindest, nimmt man diverse Beschreibungen gewisser Schriftsteller für bare Münze – ich habe da so meine Zweifel – die ja in all ihrer Widerwärtigkeit einen solchen Eindruck vermitteln bzw. das darüber bestehende Klischee bestätigen. Deshalb dachte ich dann, daß es vielleicht doch nicht so abwegig sei, daß der junge Mann mir folgte, denn nicht jeder nennt, auch auf

die Gefahr hin, daß ich mich wiederhole oder in den Verdacht der sexistischen Prahlerie gerate, einen so großen Penis wie ich sein eigen. Und da ich immerhin sein Lächeln – was ein Fehler war, aber es ist nun einmal geschehen – erwidert hatte, konnte er daraus seine, wenn auch falschen, fehlgeleiteten Schlüsse ziehen.

Nur, mir wurde es immer unangenehmer, daß er mir folgte. Darum beschloß ich ihn, sollte er mir auch weiterhin folgen, aufs Schärfste zur Rede zu stellen und ihm klarzumachen, daß sein Verhalten eine Belästigung für mich, der ich doch keinerlei homosexuelle Neigungen verspüre, darstellte. Denn ich bin ein ganz normaler Bürger dieses Landes, mit ganz normalen Bedürfnissen und Ansichten und einem, auch durch unsere Verfassung geschützten Recht auf eine unbeeinträchtigte Intimsphäre. Zwar gibt es bei uns ebenso das Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, das also auch der junge Mann aus dem Café für sich beanspruchen konnte, doch gilt dies eben nur soweit man nicht die Rechte anderer verletzt, gegen die verfassungsmäßige Ordnung oder – und dies traf hier im besonderen Maße zu – das Sittengesetz verstößt. Zwar hatte er mich noch nicht, was ich im Übrigen auch gar nicht zugelassen hätte, was aber durchaus denkbar gewesen wäre, zu irgendwelchen sexuellen Praktiken genötigt, mich eigentlich nicht direkt – auch nicht verbal – belästigt, doch empfand ich seine Aufdringlichkeit, seine bloße Anwesenheit als überaus störend und lästig.

Dies alleine ist natürlich noch kein strafrechtlich relevanter Vorwurf, denn Homosexualität ist immerhin heutzutage kein Verbrechen mehr, auch wenn sie es noch bis in die jüngste Vergangenheit hinein war und während der Nazizeit, von der ich mich selbstverständlich distanzieren möchte, gar als Grund für eine Einweisung ins KZ ausgereicht hatte, obwohl es ja Gerüchte gibt, daß sogar ganz hochgestellte Persönlichkeiten, namentlich SA-Führer Röhm, selbst ... Doch wurde dieser dann eben, zusammen mit einer ganzen Reihe seiner Gefolgsleute, niedergemetzelt, wenn auch vielleicht aus anderen Gründen. Was ich allerdings sagen wollte ist folgendes: Die Aufdringlichkeit des jungen Mannes machte mich nervös und wütend, und diese Nervosität und Wut kann möglicherweise als Erklärung für mein späteres Verhalten dienen.

Auf das ich aber jetzt nicht weiter eingehen möchte, denn dies würde den Dingen zu weit vorausgreifen. Im Gegenteil erscheint es mir wichtig, bevor ich mit meiner Schilderung fortfahre, bestimmte Umstände und Details zu meiner Person und meiner Biographie offenzulegen – was ich schon zu Beginn hätte tun sollen, es aber dann, getrieben von meiner Ungeduld, unterlassen habe – damit es nicht zu voreiligen Schlüssen und falschen Beurteilungen kommt, wenn ich mit meinem Bericht zu den entscheidenden Stellen vorgedrungen bin. Ich werde deshalb nun, auch um mir eine Atempause zu verschaffen, meine Erzählung unterbrechen und mich hauptsächlich mit mir und meiner Vergangenheit beschäftigen, also den jungen Mann aus dem Café für kurze Zeit in meinen Ausführungen ignorieren, was, nebenbei bemerkt, auch in meiner damaligen Lage das beste gewesen wäre und mir viele Unannehmlichkeiten, insbesondere die Unannehmlichkeit des Schreibens, erspart hätte.

Leider muß ich allerdings feststellen, daß dieses Vorhaben, die Beschäftigung mit meiner eigenen Person, gar nicht so einfach in die Tat umzusetzen ist, wie es zuerst den Anschein hatte. Ich weiß offen gestanden nicht, wo ich beginnen soll und stehe damit vor dem selben Problem

wie am Anfang meiner Ausführungen. Vielleicht liegt dies daran, daß es über mich nichts Nennenswertes zu erzählen gibt. Oder es liegt daran, daß ich mich selbst naturgemäß in- und auswendig kenne, mir alles zu meiner Person gehörige schon hinlänglich bekannt ist, so daß es mir überflüssig und trivial erscheint, es hier anzuführen. Doch weiß ich natürlich, daß es gar nicht darauf ankommt, ob mir eine bestimmte Tatsache bereits bekannt ist oder nicht (letztendlich ist mir alles bisher Geschilderte bereits bekannt, was mich ja auch nicht davon abhalten konnte, es niederzuschreiben), sondern daß es von größter Wichtigkeit ist, daß bestimmte Dinge hier genannt werden, damit sich ein logisches Ganzes ergibt, denn nur ein solches logisches Ganzes kann meine Situation entwirren helfen.

Um die Sache nicht noch weiter zu komplizieren, schreibe ich deshalb jetzt einfach wahllos auf, was mir gerade einfällt, egal, ob es sich nun um schon bekannte Tatsachen handelt oder um tatsächlich Neues: Ich bin, um es noch einmal zu sagen, Mitte vierzig und unverheiratet. Unverheiratet nicht etwa, weil ich keine Frau finden würde, die bereit wäre mich zu ehelichen – im Gegenteil ist es mir immer wieder geglückt eine Heirat im letzten Moment abzuwenden – sondern weil ich meine Ungebundenheit liebe, diese niemals missen möchte und ich mir auch, was im Falle einer Heirat unvermeidlich wäre, da Frauen – warum kann ich mir nicht erklären, denn schließlich sind sie es doch, die am meisten darunter zu leiden haben, zuerst während der Schwangerschaft und danach bei der Erfüllung der Erziehungsaufgaben – also weil ich mir die Qualen einer Vaterschaft ersparen will.

Ich weiß, daß mir dies den üblichen Vorwurf der Kinderfeindlichkeit und des Egoismus einbringen wird, doch ist mir das gleichgültig und ich verweise dann immer auf die bereits bestehende drastische Überbevölkerung dieser Welt und ihre trostlose Zukunft in Anbetracht der zunehmenden Zerstörung der Umwelt und den zur Neige gehenden Ressourcen. Ich ziehe es nun einmal vor, mein Leben ehe- und kinderlos zu gestalten, und bei meinen Beziehungen zum weiblichen Geschlecht achte ich deshalb strengstens darauf, daß diese ein gewisses Stadium der Unverbindlichkeit nicht überschreiten. Ich führe dies hier an, weil es mir wichtig erscheint, deutlich zu machen, daß ich vielleicht zwar ein egoistischer, bisweilen sogar gemeiner Mensch bin, doch keinesfalls der Moralapostel und Spießler, für den man mich, aufgrund meiner bisherigen Ausführungen, möglicherweise, nein, ganz bestimmt halten könnte.

Wenn ich auch zugeben muß, daß ich bezüglich bestimmter Punkte eher konservativ geprägte Ansichten vertrete, was wohl in erster Linie auf meinen beruflich bedingten Umgang, also den Umgang mit Rechtsanwälten, Richtern und Staatsanwälten, sowie meinen, zumeist recht wohlhabenden, vornehmlich aus der Wirtschaftswelt stammenden Mandanten zu tun hat, deren – wiederum meist konservativ geprägte – Ansichten auf mich abfärben. Noch dazu bin ich, wie gesagt, in einer Zeit aufgewachsen, von der sich die unsere mittlerweile sehr weit entfernt zu haben scheint und deren Zeitgeist in Wahrheit noch viel weiter in der Vergangenheit, um nicht zu sagen im vorigen Jahrhundert, verankert war.

Und während jene, die nur geringfügig jünger sind als ich, nur wenige Jahre später auf die Welt kamen, die sogenannte APO-Zeit noch als aktive Teilnehmer, als Angehörige der legendären 68er-Generation erlebt haben und jene, die noch später geboren wurden, bereits in den Genuß der daraus resultierenden Veränderungen gekommen sind, habe ich diese Zeit, nach einer

völlig verpatzten Jugend, die vom Muff der Kleinbürgerlichkeit durchzogen war, als Junganwalt in einer ebenso muffigen Anwaltskanzlei in der Provinz verbracht und bin so um alle die aufregenden, neuen Erfahrungen dieser Zeit betrogen worden. Denn entgegen der damaligen Auffassung sind diese Leute – und damit meine ich die einstigen Akteure – überwiegend nicht in Gefängnissen oder der Gosse gelandet, wie es ihnen viele prophezeiten, sondern haben zum Teil gut bezahlte und hoch gestellte Positionen, durchaus vergleichbar mit der meinen, inne und mußten so keinerlei Nachteile durch ihr früheres Aufbegehren in Kauf nehmen. Doch wenn natürlich die Zeit und die mit ihr gekommenen Veränderungen auch nicht spurlos an mir vorübergegangen sind, auch in meinen Kopf schließlich fortschrittlicheres Gedankengut eingezogen ist, so kann ich jedenfalls nicht für mich beanspruchen eine treibende Kraft jener Veränderungen gewesen zu sein, sondern im Gegenteil eher ein Bremser, da ich den einmal von mir eingeschlagenen Weg unbeirrt weitergehen wollte. Und bis heute kann ich mit einigen Dingen nicht ganz unbefangen umgehen, sondern bin, wenn ich rein rational auch zugeben muß im Unrecht zu sein, immer noch mit bestimmten, längst schon überkommenen Vorurteilen behaftet. Insbesondere trifft dies auf so spezielle Probleme – und hier drängt sich natürlich schon wieder die Frage auf, ob man es überhaupt als ein solches bezeichnen sollte – wie die Homosexualität zu.

Deshalb war es für mich schwierig zu entscheiden, wie ich mich gegenüber dem jungen Mann verhalten sollte, das heißt, es ist korrekter zu sagen, daß es schwierig gewesen wäre, wenn ich mir darüber überhaupt Gedanken gemacht hätte, denn ich war in Wirklichkeit viel zu empört über sein Verhalten, als daß ich zu solchen, abwägenden Überlegungen fähig gewesen wäre. Vielmehr war ich zutiefst aufgebracht über den Umstand, daß er mir folgte. Denn obwohl ich natürlich Homosexualität rein abstrakt betrachtet, als sexualpsychologisches Phänomen, durchaus zu tolerieren geneigt bin, konnte ich sie, so konkret mit ihr konfrontiert, nur als verwerfliche, widernatürliche Perversion empfinden, was aufgrund meiner hiermit vorerst beendeten kurzen Ausführungen über meine Person und meine Vergangenheit bzw. deren historischer Rahmensituation hoffentlich verständlicher geworden ist.

Beinahe hätte ich dann, da ich mich zu sehr mit meiner Wut und dem jungen Mann beschäftigt hatte, die Haltestelle verpaßt und wäre gezwungen gewesen noch eine Station weiter und dann wieder eine Station zurück zu fahren, doch bemerkte ich es noch im letzten Moment und konnte, gefolgt von dem jungen Mann, den Bus verlassen. Zwar war ich froh dem Gestank und dem Gepolter des Busses entkommen zu sein, doch hatte ich nun mit den Widrigkeiten eines einsetzenden Platzregens zu kämpfen. Glücklicherweise befindet sich jedoch meine Eigentumswohnung in unmittelbarer Nähe der Bushaltestelle, so daß ich nur unwesentlich durchnäßt war, als ich beim Eingangstor anlangte. Doch konnte ich dann zu allem Überfluß meinen Schlüssel nicht finden, wurde also bis auf die Knochen naß geregnet, bis ich ihn schließlich aus dem Futter meines Jacketts hervorgeholt hatte, denn es befindet sich nachlässigerweise ein größeres Loch in einer der Taschen.

Ich war gerade dabei, die Türe aufzusperren, als ich den jungen Mann – ich hatte mich kurz umgedreht – hinter mir stehen sah, so als warte er darauf, eingelassen zu werden. Und dies,

diese nicht mehr zu übertreffende Frechheit und Aufdringlichkeit, veranlaßte mich dann dazu, mich zum ersten Mal direkt an ihn zu wenden, denn bisher hatten wir kein einziges Wort und nur wenige Blicke miteinander gewechselt. Ich stellte ihn, wie ich es vorgehabt hatte, zur Rede und fragte ihn, was er eigentlich von mir wolle, d.h. ich ließ ihn nicht zu Wort kommen, wartete seine Antwort gar nicht erst ab und richtete einen nicht enden wollenden Wortschwall an ihn, der all meine Empörung und Verärgerung deutlich zum Ausdruck brachte.

Vielleicht zu deutlich, wie ich im nachhinein finde, denn es hätte doch eine höfliche aber nachdrückliche Aufforderung, mich in Ruhe zu lassen, genügt. Es wäre sogar am besten gewesen, ihn einfach nicht zu beachten und die Türe hinter mir zu schließen, was ihn, nicht nur bildlich, sondern auch ganz real im Regen hätte stehen lassen. Ich hätte dann, nach einer kurzen Atempause und einer Tasse Tee, die ich mir einer Gewohnheit folgend jeden Nachmittag gönne, die ganze Angelegenheit vergessen können. So aber wurde ich, noch mehr als ich es bereits war, durchnäßt und muß mich nach wie vor mit dieser leidigen Sache herumschlagen, die mir keine Ruhe läßt.

Meine Reaktion auf sein Verhalten war also ein wenig zu heftig. Nicht etwa, daß ich gewalttätig geworden wäre. Ich bin ein eher friedfertiger Mensch, doch kann man immerhin von einem verbalen Gewaltakt sprechen. Ich gebrauchte Worte, die ich hier gar nicht nennen will. Muß es allerdings, damit man einen ungefähren Eindruck davon bekommt, anhand einiger Beispiele doch tun: Ich schrie ihn an, er solle sich wegscheren. Ich erinnere mich auch, ihn »Perverser«, »schwule Sau« und dergleichen mehr genannt zu haben, obwohl mir eine solche Wortwahl ansonsten fern liegt. Ich machte mich also durchaus des Tatbestands einer Beleidigung schuldig und der junge Mann hätte mich mit guter Aussicht auf Erfolg verklagen können, was er aber nicht getan hat, sondern er schaute mich lediglich verwundert an, murmelte etwas wie »Regen Sie sich ab« und verschwand dann, ohne daß ich ihn jemals wiedergesehen hätte.

Nun wird man sich fragen: Wie ist es möglich, daß ein solcher, zwar vielleicht nicht gerade alltäglicher, aber doch eigentlich nicht sonderlich erwähnenswerter Vorfall mich so sehr beschäftigt, mich gar zu dieser Niederschrift animiert? Diese Frage scheint in der Tat berechtigt und auch ich stelle sie mir, stelle sie mir immer wieder, ohne allerdings eine schlüssige Antwort darauf geben zu können. Ich überlege krampfhaft, aber ohne Ergebnis. Doch schließlich: Alleine die Tatsache, daß ich überlege, ist ja an sich schon wieder ein Zuviel an Beschäftigung damit, gemessen an dem, was üblicherweise angebracht wäre.

Immerhin, ich bin sonst ein sehr höflicher und einfühlsamer Mensch, auch wenn mich gelegentlich die Umstände – insbesondere bei Frauengeschichten – dazu zwingen, mein Mitgefühl zu zügeln, zumindest aber, es mir nicht anmerken zu lassen, so daß man von mir auch einen gegenteiligen Eindruck, also den Eindruck eines gefühl- und rücksichtslosen Menschen, bekommen könnte, was allerdings ein Trugschluß ist und in einem solchen Fall stets die größten Gewissensbisse und Selbstvorwürfe bei mir auslöst. Jedenfalls, nur so erkläre ich mir ansatzweise, warum mir dieser Vorfall nicht aus dem Kopf gehen will. Denn ich habe schließlich alle Regeln der Höflichkeit und des Anstandes gegenüber dem jungen Mann verletzt, ihn aufs gröbste beleidigt, indem ich ihn auf die oben angedeutet Weise beschimpfte.

Natürlich hat sich auch der junge Mann nicht korrekt verhalten, belästigte mich durch sein aufdringliches Verhalten, doch ist dies keine RECHTFERTIGUNG für meine Entgleisung. Ohne den geringsten Beweis für seine Homosexualität bezeichnete ich ihn als ... Nein, noch viel schlimmer, nannte ihn, ich erwähnte es bereits, eine »schwule Sau«. Nun, es mag zu meiner Entschuldigung dienen, daß er dem nicht widersprach, also mit aller höchster Wahrscheinlichkeit tatsächlich homosexuell war bzw. es noch ist, doch kann eine solche Herabwürdigung eines anderen, eine derartige Diffamierung und Brandmarkung, in keinem Fall gutgeheißen werden, sondern ist im Gegenteil entschieden zu verurteilen. Zwar war ich in dem besagten Augenblick zu Recht aufgebracht und außer mir, hätte mich aber nichts desto weniger zusammenreißen müssen, anstatt jenen jungen Mann derart zu beleidigen und zu erniedrigen.

All dies taugt jedoch noch wenig für eine wirkliche Erklärung. Vielleicht habe ich es noch nicht erwähnt, möglicherweise, weil ich mich deshalb immer noch aufrege, allerdings kann ich nun, glaube ich, nicht umhin es doch zu tun, muß also nochmals die Chronologie der Ereignisse durcheinanderwirbeln und auf die Reaktion des jungen Mannes auf meine ersten, unbedachten Worte, meine Frage, was er denn von mir wolle, zu sprechen kommen. Die er, ich habe es bisher VERSCHWIEGEN, tatsächlich beantwortet hat. Zwar ohne, daß ich ihm dazu direkt Gelegenheit gegeben hätte und auch ohne, daß ich diese Antwort überhaupt erwartet hatte, aber nichts desto trotz: er hat sie beantwortet. Ehrlich gesagt war es erst diese Antwort, die mich völlig außer Fassung brachte.

Er sagte zu mir, ich brauche gar nicht so zu tun und wisse sehr wohl, was er von mir wolle, schließlich hätte ich ihm durch meine Blicke und mein sonstiges Verhalten, mein Interesse eindeutig zu verstehen gegeben. Welches Interesse sagte er nicht, doch war es mir natürlich klar und ich wollte die PEINLICHKEIT der Lage nicht noch durch eine weitere Frage in diese Richtung steigern. Auch glaubte ich im ersten Moment nicht richtig gehört zu haben. Da ich aber im Allgemeinen recht gut, um nicht zu sagen ausgezeichnet höre, schloß ich jegliche Mißverständnisse aus, wie sie zuweilen, das gebe ich gerne zu, schon vorkommen mögen, aber eben nicht in diesem Fall. Ich war deshalb, denn davon konnte natürlich nicht die Rede sein, erst einmal sprachlos und danach, wie man verstehen wird, denn ich bin doch ein ganz normaler Bürger dieses Landes, ohne irgendwelche perversen oder sonstigen Neigungen, entsetzt und angewidert, wie ein so junger, gesund und gut aussehender Mensch, der auf den ersten Blick gar nicht als derart veranlagt erscheint, eine solche Unterstellung an mich richten konnte. Ich billige jedem seine individuellen Freiräume zu, doch gibt es eine Grenze, die in diesem Fall aber überschritten worden war und so kam es dazu, daß ich, obwohl ich es nicht beabsichtigt hatte, meinen beleidigenden Gedanken verbalen Ausdruck verlieh und ihn fragte, was er sich überhaupt einbilde, mir bis vor meine Wohnungstüre zu folgen und mich zu belästigen, der ich mit seinen PERVERSEN Sexualpraktiken nicht das geringste im Sinn hätte. Und deutete ihm an, daß er, wenn er nicht sofort verschwinden würde, damit rechnen müsse, von der Polizei entfernt zu werden, woraufhin er sich dann auch, mit den schon beschriebenen Worten, tatsächlich aus dem Staub machte.

Jetzt ist vielleicht verständlicher, warum ich gezwungen bin, mich noch immer mit dieser Angelegenheit zu beschäftigen. Denn zum Ersten habe ich mich nicht korrekt benommen und zweitens hat der junge Mann schließlich etwas UNGEHEUERLICHES angedeutet, indem er mich beschuldigte, ihn zu seinem Verhalten ermuntert zu haben, was ich nicht so einfach auf sich beruhen lassen kann. Auch mache ich mir Gedanken, wie es sich wohl aus seiner Sicht heraus abgespielt haben muß. Ich habe, so geht es mir durch den Sinn, möglicherweise ein junges Leben zerstört. Denn was ist, wenn es sich bei dem Kerl nicht, so wie es mein damaliger Eindruck war, um einen rücksichtslosen und aufdringlichen Perversen, sondern um einen empfindsamen, mit sich und seiner Natur ringenden jungen Menschen gehandelt hat?

Doch natürlich ist dies in Anbetracht seines Auftretens eher unwahrscheinlich, doch kann ich es nicht gänzlich ausschließen und ich mache mir deshalb Vorwürfe, so wie ich mir immer Vorwürfe mache, wenn ich jemanden unglücklich gemacht und vor den Kopf gestoßen habe, besonders wenn es sich dabei um Frauen handelt, die ich eigentlich sogar geliebt habe. Es fällt mir nämlich immer schwer, einen Schlußstrich unter eine Beziehung zu ziehen, und so sind es letztendlich immer die anderen, die mich dazu zwingen, indem sie sich an mich klammern wollen, so daß ich mich von ihnen erdrückt und bedroht fühle.

Man kann daraus wahrscheinlich eine gewisse Unfähigkeit meinerseits zu festen Bindungen ableiten, aber in Wahrheit vermisse ich ja gerade diese festen Bindungen, bin zutiefst unglücklich über mein andauerndes Alleinsein. Denn wenn ich auch von Beziehung zu Beziehung hetze, so bin ich doch letztendlich immer einsam und mit meinem Leben keineswegs zufrieden, selbst wenn man von außen her betrachtet einen solchen Eindruck gewinnen könnte.

Ich habe ständig das Gefühl, daß mir etwas fehlt, ohne allerdings genau sagen zu können, was es ist. Und dazu kommt noch mein schlechtes Gewissen, wenn ich wieder gezwungen bin, eine Affaire zu beenden. Es ist nämlich keineswegs so, daß mir an den Frauen, mit denen ich mich einlasse, nichts liegt. Ich zeige mich zwar beim Abschied immer sehr großzügig, besorge meist ein nicht gerade billiges Schmuckstück von einem, mir befreundeten Juwelier, doch trägt dies nur wenig zur Beruhigung meines Gewissens bei.

Besonders wenn ich tagtäglich mit diesen Personen zu tun habe und so meiner Niederträchtigkeit ständig ins Gesicht blicken muß, ist es unangenehm. Denn es läßt sich leider nicht vermeiden hin und wieder, durch berufliche Verpflichtungen, die eine oder andere wiedersehen zu müssen. Gerade bei der Schneider, meiner Sekretärin, ist es mir peinlich, da sie es sich bis heute nicht abgewöhnen hat können, mir ihre Zuneigung aufzudrängen. Natürlich wollte sie kündigen, als ich mit ihr Schluß gemacht hatte, doch konnte ich es nicht zulassen eine so hervorragende Kraft – die mir tatsächlich durch ihr nicht zu schlagendes Organisationstalent und das Fachwissen, das sie sich während ihrer langjährigen Tätigkeit bei mir erworben hat, unersetzlich ist – zu verlieren. Und so bin ich gezwungen, nahezu jeden Tag mit der Schneider nicht nur zu kommunizieren, sondern auf die aller erdenklich engste Weise zusammenzuarbeiten und bei dieser Arbeit auch noch so etwas wie ein gutes Betriebsklima zu wahren, denn es wäre ja unerträglich, wenn neben den unangenehmen Erinnerungen, die ich durch meine Beziehung zur Schneider mit mir herumtrage, noch neue Spannungen hinzukämen, die aber in Wahrheit unvermeidlich sind. Da die Schneider nämlich scheinbar nicht gewillt ist, zur Kenntnis zu nehmen, daß es

zwischen uns beiden ein für alle Mal aus und vorbei ist. Während ich sie deshalb seit neuestem immer nur noch »Fräulein Schneider« nenne, gebraucht sie nach wie vor meinen Vornamen, so als sei es das Selbstverständlichste der Welt und untergräbt so nicht nur meine Autorität, sondern auch meine psychische Verfassung.

Zudem trägt sie seither fast ausschließlich kurze Röcke und ausgesprochen tief ausgeschnittene Oberteile, die aus meinem leicht erhöhten Blickwinkel großzügige Einblicke in ihr – durchaus beeindruckendes – Dekolleté erlauben. Sie täte dies nur, wie sie sagt, um ihr durch meine Absage angekratztes Selbstbewußtsein wieder herzustellen, da sie sich schön und begehrenswert fühlen müsse, um dies zu erreichen und keinesfalls, um mich aufzureizen, was aber natürlich eine Lüge ist. Im Gegensatz zu mir ist nämlich die Schneider ein äußerst bindungswilliger Mensch und hat sie sich erst einmal emotional auf jemanden eingestellt und fixiert, so gibt sie nicht so leicht wieder auf, sondern kann mehr als nur hartnäckig sein. Genau diese Eigenschaft der Schneider hat mich dazu veranlaßt, unsere Beziehung zu beenden.

Eigentlich weiß ich gar nicht, wie es überhaupt zu dieser Beziehung kommen konnte, denn Tatsache ist, daß die Schneider viele Jahre bei mir arbeitete, ohne daß es zu irgendwelchen diesbezüglichen Bestrebungen meinerseits oder ihrerseits gekommen wäre. Zwar war mir die Schneider immer sympathisch und sie hat sich trotz ihres doch schon fortgeschrittenen Alters eine perfekte Figur und ein beinahe faltenloses, hübsches Gesicht bewahrt, doch habe ich in ihr eben immer nur meine Sekretärin und niemals ein Sexualobjekt gesehen.

Denn um die Wahrheit zu sagen, ich finde es abgeschmackt ein Verhältnis mit seiner Sekretärin zu beginnen. Und darum habe ich auch immer meine Finger von der Schneider gelassen, jedenfalls bis zu jenem Tag, an dem ich es nicht lassen konnte – ganz gegen meine sonstigen Gepflogenheiten, denn nichts verabscheue ich mehr, als die sexuelle Belästigung von Frauen am Arbeitsplatz – ihr über den Po zu streichen, während sie sich gerade nach vorne beugte, um eine Pflanze zu gießen und sie diesen meinen Annäherungsversuch nicht etwa abwehrte, sondern im Gegenteil mich, dadurch daß sie ihre eine Hand auf die meine legte, zu weiteren Handlungen ermunterte. Aus diesem harmlosen Annäherungsversuch heraus entwickelte sich dann unsere, wie sich später herausstellen sollte, zum Scheitern verurteilte Beziehung.

Zu Beginn war es ein durchaus prickelndes Gefühl in die Kanzlei zu kommen und abzuwarten, welche Herausforderungen die Schneider bieten würde. Doch sehr bald schon ging die Schneider dazu über, unsere Beziehung in fundamentaler Weise überzubewerten und aus einer Heirat zwischen uns beiden eine beschlossene Sache zu machen, wovon selbstverständlich von meiner Seite aus nicht im geringsten die Rede sein konnte. In Wahrheit habe ich wohlweißlich das Wort »Heirat« ihr gegenüber, jedenfalls soweit ich mich erinnern kann, nicht ein einziges Mal erwähnt, nicht einmal im Bezug auf andere, ihr möglicherweise sogar völlig unbekannte Personen. Allerdings muß ich eingestehen, daß ich ihr auch nicht direkt widersprach, als sie davon anfang. Aber man weiß ja, daß die Frauen gerne und viel reden und man nicht alles so furchtbar ernst nehmen muß, was sie von sich geben. Doch da hatte ich mich eben bei der Schneider getäuscht, denn sie nahm und nimmt sehr ernst, was sie sagt und sagte, hat deshalb den Gedanken an eine Heirat mit mir wahrscheinlich noch immer nicht aufgegeben und denkt, daß es sich bei meiner Absage, um eine nur vorübergehende Laune handelte, was sie allerdings nicht davon

abgehalten hat, mir eine unbeschreibliche Szene zu machen, als ich ihr das Ende unserer Beziehung bekanntgab.

Sie hat mir aber offenbar mittlerweile für diesen Augenblick eine momentane Unzurechnungsfähigkeit zugeschrieben und wertet meine weitere Reserviertheit ihr gegenüber als Starrköpfigkeit und Scham davor, reuevoll wieder in ihren Schoß zurückzukehren. Denn sie hält sich doch tatsächlich für die bestgeeignetste Ehefrau für mich, da sich durch eine Heirat mir ihr meine geschäftlichen und privaten Bedürfnisse ideal vereinen ließen. Sie ging sogar soweit, mir auf Heller und Pfennig auszurechnen, was ich bei einer solchen Heirat sparen würde, nämlich erstens ihr Gehalt – ich hätte lediglich für ihren standesgemäßen Unterhalt aufzukommen – zweitens beträchtliche Summen Steuergelder und drittens die auch nicht unerheblichen Ausgaben für meine »amourösen Abenteuer«, wie sie sich ausdrückte, die ich dann natürlich in Zukunft zu unterlassen hätte.

Und all diesen Unsinn hat sie mir, es ist kaum vorstellbar, erst kürzlich unterbreitet und konnte noch nicht einmal meine Reaktion darauf, die aus schierem Unverständnis und Ablehnung bestand, begreifen, was ihre totale Unfähigkeit beweist, sich in meine Lage zu denken. Denn für mich ist unser Verhältnis endgültig beendet und ich habe die Schneider, ausgenommen in ihrer Funktion als meine Sekretärin, bereits abgeschrieben und innerlich in die Sparte »ehemalige Bekanntschaften« sortiert.

Schließlich geht es um meine Zukunft und mein Privatleben, die ich mir nicht so ohne weiteres verpfuschen lassen will. Es ist zwar wahr, das Verhältnis mit der Schneider war völlig ungetrübt bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich ihr meinen Entschluß mitgeteilt hatte. Ich weiß eigentlich gar nicht mehr genau, warum ich ... das heißt, ich weiß es natürlich sehr genau, vielmehr erinnere ich mich nicht mehr, was der Auslöser dafür war, es ihr ausgerechnet damals mitzuteilen. Denn es war ein ausgesprochen gelungener Abend gewesen, bis ...

Ich hatte sie Zuhause abgeholt und wir waren dann ins Kino gegangen. Ich erinnere mich noch, wie sie mich am Vortag dazu überredet hatte. Ich gehe nämlich für gewöhnlich kaum ins Kino, entsinne mich nicht, die letzten zehn Jahre zuvor im Kino gewesen zu sein. Denn das Kino ist für mich immer ein Ort der Unterhaltung billigster Sorte gewesen, geeignet vielleicht für Kinder und pubertierende Jugendliche, aber nicht für Menschen mit kulturellem Anspruch wie mich, sieht man einmal von den wenigen, wirklich guten Produktionen ab, die allerdings so rar sind, daß es sich kaum lohnt, sie ausfindig zu machen.

Dann war ich jedoch wider Erwarten beeindruckt, da die Größe der Leinwand, die symphonische Bombastik des Tons aus den riesigen Lautsprechern und die erotisierende Dämmerbeleuchtung einfach einen ganz anderen Eindruck von einem Film vermitteln, als das Geflimmer der Braunschichten Röhre eines Fernsehgerätes es vermag. Zudem hatte die Schneider einen auch meine Ansprüche erfüllenden Streifen ausgesucht. Es war ein französischer Film und er handelte von der amüsant-tragischen Liebesgeschichte zwischen einem schon älteren Mann, der erstens eine Vorliebe für arabische Kaffeehausmusik hatte sowie zweitens seit seiner Kindheit sexuell auf Friseurinnen fixiert war, und, wie könnte es anders sein, einer Friseurin. Was mich anging, so hätte mir die Frau auch gefallen, wenn sie keine Friseurin gewesen wäre, da es sich um eine sehr junge und schöne Frau handelte, deren Erscheinungsbild mich durchaus erregte. Zum

Glück saß neben mir die Schneider, die auch ihre Vorzüge besitzt und so erlag ich der Versuchung, die Dunkelheit des Kinosaals auszunutzen, um an ihr herumzufingern, was sie sich auch gerne gefallen ließ.

Zur Abrundung des Abends gingen wir dann noch Essen und zwar – wie spießig! – in ein kleines und selbstverständlich gemütliches italienisches Restaurant. Ich entschied mich für eine Lasagne mit Steinpilzen und Trüffeln. Die Schneider bestellte sich nur einen Salat – um ihre Linie zu schonen. Wovon dann allerdings nicht die Rede sein konnte, da der Salat derart üppig und sättigend war, daß die Schneider nicht einmal alles aufessen konnte. Dazu tranken wir noch eine Flasche Wein und haben uns, alles in allem, hervorragend unterhalten und amüsiert. Wir sprachen über die Kanzlei und meine langweiligen Klienten, redeten noch über den Film und waren uns einig, daß es sich gelohnt hatte, ihn anzusehen. Und während wir also bester Stimmung waren, ich eigentlich nicht die leiseste Veranlassung hatte, etwas derartiges zu tun, sagte ich der Schneider, einfach so und einer plötzlichen Laune folgend, daß es zwischen uns beiden aus wäre.

Man kann sich vorstellen, daß die Schneider zuerst recht verwundert dreinblickte und mich dann fragte, warum ich ausgerechnet in diesem Augenblick, der so romantisch gewesen sei, solche Scherze machen müsse. Doch als ich ihr dann sagte, daß dies kein Scherz gewesen sei, ich mit solchen Dingen keine Scherze zu treiben pflege, wurde ihr wohl klar, daß ich es ernst gemeint hatte und sie schrie mich an, daß ich ein gefühlloser, gemeiner Mensch sei, der ihre Gutmütigkeit schamlos ausgenützt hätte und rannte mit Tränen in den Augen aus dem Lokal, das auch ich kurze Zeit später verließ, um ihr hinterherzulaufen, da ich ihr doch alles erklären wollte. Leider war sie jedoch nicht mehr aufzufinden und so mußte ich mit einem nur denkbar schlechten Gewissen belastet nach Hause gehen.

Innerlich verfluchte ich diesen idiotischen Kellner, der eine halbe Ewigkeit gebraucht hatte, bis er mit der Rechnung gekommen war. Dieser Mensch ist schuld, dachte ich damals, daß ich heute voraussichtlich eine schlaflose Nacht verbringen werde, denn nur er hat mich aufgehalten, so daß mir die Schneider, bevor ich beschwichtigend auf sie einwirken konnte, entwischt ist. Eine Dummheit, ihm auch noch ein so reichliches Trinkgeld zu geben, denn ich hatte aus Eile mein Wechselgeld nicht zurück verlangt.

Warum ich es der Schneider ausgerechnet damals gesagt habe, weiß ich nicht. Sicher ist jedenfalls, daß ich früher oder später ohnehin diese Beziehung abgebrochen hätte, denn ich kann es, wie ich bereits betont habe, nicht ertragen, meine Freiheit zu verlieren, und hasse es, wenn mich jemand mit seiner Anhänglichkeit zu ersticken droht. Vielleicht reagierte ich so, weil die Schneider gesagt hatte, daß sie es so romantisch fände und gut verstünde, weshalb die Frau im Film ihrem Leben ein Ende bereitet hatte, die sich, ohne erkennbaren Anlaß, nur aus der Angst heraus, ihr Mann könne ihrer möglicherweise eines Tages überdrüssig werden, ertränkt hatte. Das geht über meinen Verstand, wie sich jemand mit einer solchen, völlig irrationalen Handlungsweise identifizieren kann und suggerierte mir wahrscheinlich, daß es sich bei der Schneider um einen ebensolchen, von irrationalen Motiven geleiteten Menschen handeln könnte. Was ja auch zutrifft, denn es ist rational nicht zu erklären, warum mich die Schneider

immer noch liebt, wie sie sagt, in Anbetracht dessen, wie ich mich ihr gegenüber benommen habe.

Aber vermutlich klammert sich die Schneider nur so sehr an mich, weil ich ihre letzte Hoffnung bin, noch unter die Haube zu kommen, und das ist schließlich das erklärte Ziel aller Frauen, zumindest derjenigen, die ich bisher kennengelernt habe. Kaum ist man eine Weile zusammen, beginnen sie schon mit den ersten und vorsichtigen Andeutungen in diese Richtung. Und fängt man dann an, kleinere Wünsche an sie zu richten, wie zum Beispiel, daß sie einen Knopf annähen sollen oder ein Hemd aufbügeln, so hat dies meist unweigerlich zur Folge, daß sie einem klar machen, daß solcherlei Dienstleistungen nur einem Ehemann zustehen würden, aber daß dem schließlich durch eine baldige Heirat abzuhelfen sei.

Ganz und gar unzweifelhaft hat es auch die Schneider auf eine Heirat mit mir abgesehen. Aber wenn ich hätte heiraten wollen, so hätte ich das schließlich schon lange tun können. Da wäre zum Beispiel die von Lauenstein, die auch Rechtsanwältin ist, oder meine alte Jugendliebe Ingeborg. Beides sogar ausgesprochen gute Partien, sehr vermögend und noch dazu blendend aussehend. Aber auch die habe ich nicht geheiratet.

Doch warum schweife ich ab, warum gehe ich auf meine, schließlich beendete Beziehung zur Schneider ein, die mit dem ganzen nicht das geringste zu tun hat? Liegt es möglicherweise an der Behauptung des jungen Mannes, daß ich ihn zu seiner Handlungsweise ermuntert hätte, was wiederum die Schlußfolgerung nach sich ziehen würde, daß ich an einem homosexuellen Abenteuer interessiert gewesen sei, was natürlich völlig abwegig ist? Wahrscheinlich will ich mir beweisen, daß eine solche Annahme jedweder Grundlage entbehrt und führe deshalb alle möglichen Frauengeschichten, insbesondere die Sache mit der Schneider auf, die ich eigentlich doch so schnell als möglich vergessen sollte, anstatt sie mir wieder und wieder ins Gedächtnis zu rufen.

Bleibe nur noch die Frage zu klären, warum ich es überhaupt nötig habe, mir meine Heterosexualität unter Beweis zu stellen. Und überhaupt: je länger die ganze Angelegenheit her ist und insbesondere jetzt, da ich dies niederschreibe, kommt es mir so vor, als sei alles pure Einbildung gewesen. Kein Beweisstück und kein Indiz kann Zeugnis darüber ablegen, nur mein – zuweilen recht unzuverlässiges – Gedächtnis. Aber wenn ich auch keinen Beweis habe, daß es wirklich stattgefunden hat, so müßte ich doch verrückt sein, mir eine solche Geschichte auszudenken. Außerdem, auch wenn alles sich nur auf der Ebene von Sprache und Gefühlen abgespielt hat – also nichts Greifbares, nichts Wirkliches! – so steht doch außer Frage, daß etwas vorgefallen ist. Denn ich schreibe doch nicht ohne Grund, ohne Veranlassung all dies auf. Ich will endlich alles Vorgefallene VERGESSEN und hoffe, daß jeder Satz, den ich zu Papier bringe, einen Teil jener unangenehmen Erinnerungen aus meinem Gedächtnis tilgt, so daß, habe ich meine Notizen erst einmal beendet und ad acta gelegt, damit auch meine Unruhe und die unaufhörliche Beschäftigung mit dem Vorfall ein Ende hat.

Doch ist dieser Punkt eben noch nicht erreicht. Was auch nicht weiter verwunderlich ist, denn in Wahrheit bin ich ja noch nicht einmal zu meinem eigentlichen Problem, dem Kern meiner Verwirrung, vorgedrungen, habe es bestenfalls angedeutet. Es ist nicht so einfach, wie ich es

mir vorgestellt habe, als ich, völlig kopflos, mit dem Schreiben begonnen habe. Und da mir naturgemäß jegliches Konzept fehlt, ist es schwierig, ja geradezu unmöglich mit diesem Schreiben zielstrebig voranzukommen und ich verzettele mich immer wieder in Nebensächlichkeiten und Wiederholungen. Manchmal fehlen mir auch die Worte oder genauer: die richtigen Worte. Denn BELIEBIGE Worte fallen mir genügend ein. Doch zweifle ich mehr und mehr daran, daß es die geeigneten, TREFFENDEN sind.

Ich gehe dann im Zimmer auf und ab und überlege, welche Worte ausdrücken könnten, was ich sagen will, verfallende aber schließlich doch immer wieder auf die gleichen, abgedroschenen und umständlichen Formulierungen, mit denen ich es mir angewöhnt habe, mich auszudrücken. Gibt es denn keine, so frage ich mich, anderen, unverbrauchten Wendungen, die mich bis zum Eigentlichen, Wesentlichen vordringen lassen, es zum Vorschein bringen. Denn je mehr ich schreibe, desto weiter scheine ich mich von einer Lösung meines Problems zu entfernen und nicht, wie ich hoffte, anzunähern. Indem ich mich nämlich in der Niederschrift überflüssiger Phrasen und Nebensächlichkeiten verliere, verliere ich auch den Zusammenhang aus den Augen. So bin ich mir jetzt nicht mehr sicher, daß ich mit dem Schreiben mein Ziel, also die Wiedererlangung meines inneren Gleichgewichts, die Beendigung dieses Zustands der Verunsicherung erreichen werde. Vielmehr scheint mir dieses Ziel immer mehr zu entgleiten und ich verstricke mich tiefer und tiefer in der UNÜBERSICHTLICHKEIT meiner Satzkonstruktionen.

Es ist also jetzt genug! Schluß mit dem Gerede! Ich habe beschlossen, von nun an ohne Abschweifungen die Tatsachen offenzulegen. Allerdings nicht ohne die notwendige Sorgfalt walten zu lassen. Und deshalb an dieser Stelle noch einmal eine scheinbare Abschweifung, die aber in Wirklichkeit keine ist, sondern ... Es handelt sich um die Angelegenheit mit der Schneider. Ich war, ich muß es leider zugeben, bei meiner Schilderung der Umstände wieder einmal nicht ganz aufrichtig. Habe ich nämlich bisher so getan, als sei ich der Schneider überdrüssig geworden, als habe sie durch ihre Anhänglichkeit meinen Schritt provoziert, so war der wirkliche Grund für meinen Entschluß, diese Beziehung zu beenden, ein für mich zutiefst beschämendes VERSAGEN.

Dieses Versagen ereignete sich für mich völlig unerwartet. Nach einem sehr arbeitsintensiven und anstrengenden Tag fühlte ich mich hungrig, da ich aus Zeitmangel das Mittagessen hatte ausfallen lassen müssen. Ich fragte deshalb die Schneider, ob wir nicht für heute Schluß machen und gemeinsam zu Abend essen sollten. Die Schneider war mit diesem Vorschlag einverstanden, da auch sie Hunger verspürte und sie ihre Arbeit bereits erledigt hatte. Sie meinte jedoch, da wir uns also nun nicht mehr in rein geschäftlicher Beziehung, sondern als Privatmenschen, die eine gegenseitige Zuneigung verbindet, gegenüberstünden, sei es nicht mehr erforderlich unsere Gefühle füreinander zu unterdrücken und wir sollten die Gelegenheit wahrnehmen, uns zu küssen, weil sie nicht bis nach dem Essen warten wolle.

Da aber die Schneider in Liebesdingen ein ansonsten ihr eher fremdes Temperament an den Tag legt, war es ihr nicht genug, daß wir uns lediglich küßten, sondern ich spürte ganz deutlich, daß sie mehr wollte. Sie zeigte mir dies, indem sie begann sich die Bluse aufzuknöpfen und leidenschaftlich stöhnte als ich ihr mit meiner Hand an den Busen langte. Ich fuhr ihr also

mit meiner anderen Hand unter den Rock und zog ihren Slip herunter. Dann begann ich die Gegend um ihre Vagina ausgiebig zu streicheln. Auch sie knöpfte meine Hose auf und fingerte nach meinem Penis, während unsere Lippen noch immer aneinander hingen und wir unseren Speichel austauschten.

Zum Glück hatte die Schneider den Anrufbeantworter schon angestellt, da ich hörte, wie er sich einschaltete. So konnten wir jedoch vor Störungen sicher sein. Die Schneider rieb also weiter an meinen Genitalien herum, doch leider tat sich nicht sehr viel. Mir war dies sehr peinlich, da ich geglaubt hatte, Lust zu verspüren. Auch bemerkte ich, daß die Schneider sexuell bereits sehr erregt war und es deshalb jetzt richtig gewesen wäre mit dem eigentlichen Geschlechtsverkehr zu beginnen.

Natürlich war es der Schneider nicht entgangen, daß ich noch nicht so weit war und sie fragte mich deshalb, ob ich nicht in Stimmung wäre. Ich sagte ihr aber, ich sei sehr wohl in Stimmung, doch alles brauche eben seine Zeit und sie solle ruhig etwas fester reiben, ein wenig kräftiger massieren, es mache mir nichts aus. Woraufhin sie sagte, daß sie schon kräftig genug massierte, man mit Gewalt jedoch nichts erreichen könne. Und sie würde es nun mit dem Mund probieren. Und ob ich es so mögen würde. Ich bejahte dies und sie begann mit ihrer geschickten Zunge meine Eichel zu umspielen.

Als sie dies eine Weile gemacht hatte, spürte ich auch wie es unten immer steifer wurde und ich fühlte mich nun zuversichtlicher. Die Schneider fragte, ob sie weitermachen solle. Ich entgegnete ihr, daß es mir sehr gefallen würde, aber wir nun doch auf die konventionelle Art und Weise fortfahren sollten, damit sie auch etwas davon habe. Sie meinte, es würde ihr nichts ausmachen, doch wenn ich wollte, so wäre es ihr natürlich recht und sie habe große Lust auf mich.

Wir machten es uns daraufhin auf der Couch im Vorzimmer bequem, auch auf die Gefahr hin, daß vielleicht häßliche Flecken auf dem Veloursleder zurückbleiben würden, und ich führte meinen mittlerweile relativ steifen Penis in ihre Scheide ein, die noch immer sehr feucht war. Aber schon nach kurzer Zeit bemerkte ich, daß dieser – während ich mich rhythmisch auf und ab bewegte – wieder zusammenzuschrumpfen begann, bis er schließlich fast Normalgröße erreicht hatte und nicht mehr penetrieren wollte. So sehr ich mich auch bemühte und mir die nur aller erdenklich erotischsten Szenen ausmalte, es stellt sich keine Erektion mehr ein. Ich muß, denke ich, nicht erst betonen, wie peinlich mir diese Unpäßlichkeit war. Dergleichen war schließlich noch nie vorgefallen. Zu allem Überfluß mußte es auch noch bei der Schneider passieren, die ich beinahe täglich sehe und die mich alleine dadurch immer wieder daran erinnert – auch wenn dies gar nicht ihre Absicht ist. Im Gegenteil zeigte sie sich danach sehr verständnisvoll, versuchte mich zu trösten und versicherte, daß ich mir deswegen keine Gedanken zu machen bräuchte, da so etwas doch bei jedem einmal vorkommen könne. Sie habe es schon öfter erlebt, daß Männer die Kraft verlasse und manchmal denke sie, es sei vielleicht ihre Schuld und deshalb frage sie sich mittlerweile, ob etwas mit ihr nicht in Ordnung sei. Doch hier widersprach ich der Schneider energisch, denn es kann keine Rede davon sein, daß sie auch nur die geringste Schuld traf, sondern ich alleine hatte die Verantwortung für mein Versagen zu tragen. Und nachdem ich so die Dinge auf mich genommen hatte, begannen

wir uns wieder anzuziehen und uns zurechtzumachen. Denn trotz dieses Vorfalles bestand schließlich keine Veranlassung den gesamten Abend über Trübsal zu blasen – meinte jedenfalls die Schneider.

Wir gingen also wie geplant Essen und danach brachte ich sie nach Hause. Zwar blieb ich noch einen Weile bei ihr und wir versuchten uns möglichst zwanglos zu unterhalten, jedoch wollte ich es nicht zu einem nochmaligen Versagen kommen lassen und bin so recht frühzeitig wieder gegangen. Und schließlich hatte mich der Vorfall den ganzen Abend über beschäftigt und ich machte mir Sorgen wegen meiner Männlichkeit. Obwohl ich der Schneider keinerlei Schuld geben konnte, war es danach für mich natürlich unmöglich, diese Beziehung weiter aufrecht zu erhalten, so daß es einige Tage später zu der bereits beschriebenen Szene gekommen ist.

Doch warum schreibe ich das alles auf? Was hat das noch mit dem eigentlichen Beweggrund für mein Schreiben zu tun: der Verunsicherung, der Verwirrung, die von meiner Begegnung mit dem jungen Mann herrührt? Solche Fragen stelle ich mir. Ich stelle sie mir immer wieder, wie man anhand dieser Niederschrift leicht nachprüfen kann, d.h. sofern sie einem zugänglich wäre. Und während ich mir all diese Fragen stelle, gehe ich nervös im Zimmer auf und ab. Als ob es etwas helfen würde, im Zimmer umherzulaufen! Ich benehme mich albern, geradezu lächerlich. Es beweist, daß mein Versuch, wieder mit mir ins reine zu kommen, kläglich gescheitert ist. Anstatt auch nur eine der ungeklärten Fragen zu lösen, ergeben sich immer neue FRAGEN, tun sich immer weitere ABGRÜNDE auf.

Habe ich zu Beginn noch geglaubt, daß meine Probleme einzig und alleine auf meine Begegnung mit dem jungen Mann zurückzuführen sind, so scheint es nun immer wahrscheinlicher, daß auch die Sache mit der Schneider ein solches, ungelöstes Problem ist. Schließlich habe ich mittlerweile schon beinahe mehr über die Schneider geschrieben als über den jungen Mann, was bei genauerer Betrachtung aber nicht weiter verwundert, denn immerhin kenne ich die Schneider weit besser als jenen, der mir doch eigentlich ein völlig UNBEKANNTER geblieben ist.

Und während die Annahme, ich hätte den jungen Mann aus dem Café zu seinem Verhalten aufgrund einer unbewußten homophilen Neigung zu seinem Tun ermutigt eine völlige Fehlannahme ist, kann ich nicht bestreiten, was jeder psychologisch auch nur halbwegs Gebildete auf Anhieb vermuten würde: Mein Versagen bei der Schneider hatte seine Ursache in meiner ANGST – der Angst vor dem weiblichen Geschlecht als solchem und der Schneider im besonderem.

Jetzt ist es also heraus. Ich bin froh es endlich niedergeschrieben zu haben, auch wenn meine Schrift dabei ganz verschämt und niedergedrückt erscheint und sich in ein beinahe unleserliches Gekrakel verwandelt hat, das wahrscheinlich außer mir niemand entziffern können wird, was auch gut so ist.

Es war natürlich eine Lüge als ich schrieb, es wäre das erste Mal gewesen, daß ich versagt habe. Vielmehr trifft es zu, daß die Geschichte meines Sexuallebens eine Geschichte des Versagens ist. Und dieses Versagen und weniger mein Bedürfnis nach Freiheit und Ungebundenheit ist

es auch, das mich zu Bindungen unfähig macht. Immer wenn eine Frau Interesse an mir zeigt, ergreift mich bereits die Angst, so daß mein Versagen – da ja die Angst vor dem Versagen das Versagen geradezu vorprogrammiert – unausweichlich ist. Weil es aber für einen Mann kaum etwas Peinlicheres als dieses Versagen gibt, bin ich natürlich darauf bedacht, es möglichst gar nicht erst dazu kommen zu lassen, so daß ich Sex in den letzten Jahren tunlichst vermieden habe und die meisten meiner Beziehungen, bevor es dazu kommen konnte, abbrach. Nur manchmal, wenn ich unvorsichtig und leichtsinnig werde und denke, daß ich mein Versagen überlisten kann, lasse ich mich auf ein Abenteuer ein, doch endet dies meist in einem Desaster. Nur ganz selten, einige wenige Male, ist es mir in letzter Zeit geglückt bis zum Ende durchzustehen.

Aus all dem jedoch eine etwaige Verirrung meines Sexualtriebs ableiten zu wollen, wäre trotzdem unzutreffend, wie ich bereits mehrere Male betont habe und wie ich es nicht lassen werde es zu betonen, damit sich kein falscher Eindruck verfestigt. Wenn ich auch zugeben muß, daß ich manche Männer, besonders wenn es sich um junge, gutaussehende Männer mit einer gewissen, androgynen Ausstrahlung handelt, als attraktiv empfinde. Jedoch keinesfalls in sexueller Hinsicht, sondern eben einfach so, aus rein ästhetischen Gründen. Auch den jungen Mann aus dem Café, um auf ihn zurückzukommen, empfand ich in dieser Hinsicht als anziehend oder sagen wir besser: bemerkenswert.

Denn als ich in meiner Wohnung alleine war, bei einer Tasse Tee die ganze Sache hatte vergessen wollen, mußte ich mir eingestehen, daß ich ihn vielleicht doch in einer Weise angesehen hatte, die in ihm den Eindruck erweckt haben konnte, ich hätte ein sexuelles Interesse an ihm hätte. So beruhte möglicherweise alles auf einer FEHLINTERPRETATION, die alleine ICH durch mein zweideutiges Verhalten provoziert hatte.

Deshalb tut es mir leid, wie ich mich gegenüber dem jungen Mann verhalten habe, aber seine Aufdringlichkeit ging nun einmal zu weit. Auch wie ich mich gegenüber der Schneider verhalten habe bedauere ich, denn eigentlich – und dies erscheint mir immer deutlicher – kann ich sie doch recht gut leiden. Auch wenn ich eigentlich sonst einen anderen Frauentyp bevorzuge: kurze Haare, schlanker, muskulöser Körper. Schon alleine deswegen wäre die Schneider mit ihrer doch sehr weiblichen Ausstrahlung, ihren rundlichen Formen für mich ganz und gar ungeeignet.

Ich weiß, ich werde vielleicht nun vollends unglaubwürdig, doch kann ich einfach nicht anders und muß gestehen, was ich bisher – sogar noch wenige Absätze zuvor – immer energisch bestritten habe. Doch die Wahrheit muß schließlich heraus. Ich gestehe also, daß ... Nein ich kann es doch nicht niederschreiben. Ich versuche es darum auf einem Umweg, werde eine Begebenheit aus meiner Vergangenheit schildern, d.h. ich weiß nicht, ob es überhaupt der Erwähnung Wert ist, ob es überhaupt sinnvoll ist, es in diesem Zusammenhang auszuführen, aber entschließe mich dann doch und bin des Geschwafels leid: Also, es war noch während meiner Schulzeit. Zusammen mit meinem besten Freund war ich beim Schwimmen in einem nahe gelegenen Weiher gewesen. Wir hatten uns umgezogen und badeten dann im warmen und trüben Wasser,

in dem grünliche Algen wehten wie Gras im Wind, die an den Beinen kitzelten, wenn man sie berührte, und sich um unsere Beine schlangen. Wir tauchten uns gegenseitig und schluckten auch viel vom faulig schmeckenden Wasser. Danach ließen wir uns am Ufer von der Sonne trocknen. Auf einmal habe ich meinen Arm um seine Schultern gelegt – wieso ich dies tat, konnte ich mir im nachhinein selber nicht erklären. Ich weiß nur noch, daß ich dabei eine seltsame Erregung verspürte. Eine Weile ließ mein Freund es zu. Dann hat er meinen Arm von seiner Schulter genommen und »nein« gesagt. Gemeinsam fahren wir mit unseren Rädern nach Hause. Nie wieder haben wir darüber gesprochen. Das alles ist aber schon sehr lange her. Aber es zeigt doch, wie ich meine, daß es in meinem Leben bestimmte Dinge gibt, die ... Je länger ich so nachdenke, desto sicherer bin ich mir, daß der junge Mann sich nicht getäuscht hat und ich ihn tatsächlich aufgefordert habe, mir zu folgen. Es erscheint mir jetzt sogar möglich, daß es nicht nur meine Blicke waren, sondern vielleicht sogar WORTE, schamlose Worten, die ich ihm auf der Toilette zugeflüstert habe und die ihn dann veranlaßt haben, mir zu folgen.

Und so war also alles, was ich bisher geschrieben habe, gelogen. Kein einziger wahrer Satz, keine einzige wahre Aussage! Daran ist wahrscheinlich mein Beruf schuld. Dieser zwingt mich nämlich, daß ich mir für alles immer Erklärungen und beschönigende Worte zurecht suche. Der Erfolg im Gerichtssaal gründet sich ja auf das geschickte Argument, die möglichst glaubwürdige Lüge. Aber nicht nur im Gerichtssaal lüge ich. Mehr oder weniger ist mein ganzes Leben eine einzige LÜGE – auf einem ungeheuren Gebäude von beschönigenden und verschleiern den Worten gebaut. Ich habe sozusagen eine wahre Meisterschaft darin entwickelt für alles und jedes eine Entschuldigung, eine geschickt konstruierte RECHTFERTIGUNG parat zu haben. So decke ich alles mit meinen breiten, verschachtelten Sätzen zu, wälze alles mit einen unaufhaltsamen Wortschwall nieder, so daß vom Eigentlichen, also vom Ausgangspunkt meiner Gedanken, dem tatsächlichen Leben, nichts übrig bleibt, sondern nur hochtrabende, gekonnt gesetzte Worte, die zu finden und kunstvolle Sätze daraus zu formulieren ich nicht die geringste Mühe habe.

So wird die Sprache für mich zu einem VERSCHLEIERUNGSMITTEL. Die Worte nehmen mir den eigentlichen Sinn. Doch möglicherweise ist es auch umgekehrt. Vielleicht existiert auch nur die Sprache, sind alle Probleme dieser Welt Sprachprobleme, Argumentationsprobleme, für die noch keiner eine Lösung gefunden hat. Möglicherweise wurde nur noch kein beschönigendes Wort, keine zurechtbiegende Begründung gefunden, die alles in Wohlgefallen auflöst.

Was ist also letztendlich wahr? Eine fast schon philosophische Frage, die Philosophen zu beantworten haben – nicht ich. Und doch will ich noch einmal versuchen, die Tatsachen zu rekonstruieren: Aufgrund des schönen Wetters verließ ich vor einigen Wochen meine Kanzlei früher als gewöhnlich und besuchte nach einem Spaziergang in unserem Stadtpark ein Straßencafé. Dort mußte ich, als ich nach längerer Wartezeit einen Espresso serviert bekommen und genüßlich zu mir genommen hatte, die Toilette aufsuchen. Ein junger Mann stand neben mir am Pissoir. Ich blickte zu ihm hinüber. Hat er mir daraufhin zugelächelt? – Ich weiß es nicht mehr. Habe ich, wenn es denn so war, zurück gelächelt? – Ich bin mir nicht sicher. Ich weiß

nur noch, daß er wohl sehr gutaussehend gewesen ist. Ist er mir gefolgt? – Auch das kann ich im nachhinein – nachdem ich mir alles wieder und wieder überlegt habe – nicht zweifelsfrei sagen. Vielleicht war auch alles nur Einbildung, ein Gedankenspiel, ein Phantasiegebilde, einem bloßen WUNSCHGEDANKEN entsprungen.

So reicht meine Erkenntnis nun genau so weit wie schon ganz zu Anfang: statt Tatsachen am Ende wieder nur Worte – aneinandergereiht, beziehungslos, verworren.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text steht für die private Lektüre zum Download unter: <http://www.power-xs.net/jain>.
Er darf ohne Zustimmung des Verfassers weder verändert, kopiert, weiterverteilt oder anderweitig anders als für private Lektürezwecke benutzt werden. Viel Spaß!